

Vorreformatorische Deutschsprachige Gebetbücher als Zeugen  
spätmittelalterlicher Laienfrömmigkeit

(Dia 1) In einem deutschsprachigen Kalender, der 1488 in Augsburg gedruckt wurde, ist zum Monat Oktober unter dem Bild eines Sämanns folgender Vierzeiler zu lesen:

*In gottes namen amen  
Säe ich meinen samen  
Ich bitt dich herr sant Galle  
Das er mir nützlich valle.*

In dieser Hoffnung möchte ich Ihnen, meine Damen und Herren, - weniger systematisch als vielmehr an meinen Dias orientiert - einzelne Aspekte der bislang wenig ertragreichen Gebetbuchforschung in Bild und Wort zur Darstellung bringen. Der heilige Gallus (Dia 2) möge mir bei dieser Aussaat etwas beistehen. Er muss mir fast sachgezwungen helfen, weil ich Ihnen hier nämlich Lichtbilder von spätmittelalterlichen Gebetbuchhandschriften und -drucken kommentierend vorführe, die alle in der Stiftsbibliothek des 1805 aufgehobenen Gallusklosters aufbewahrt werden, teils im Barocksaal (Dia 3), teils - so alle Handschriften - in der den Touristen nicht zugänglichen Handschriftenkammer, wo gegen 2000 Codices in Intarsienschränken untergebracht sind. In einem dieser Schränke (Dia 4) sind oberhalb der mächtigen Chorbücher-Folianten auf dem 2. und 3. Tablar die kleinstformatigen Handschriften in zwei Reihen aufgestellt, die meisten von ihnen lateinische und deutsche Orationalmanuskripte. Wenn dieses Lichtbild - es zeigt den Umschlag eines eben erschienenen Bandes von Stefan Sonderegger - mit "Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler, Stiftsbibliothek St. Gallen" überschrieben ist, dann trifft diese ehrende Auszeichnung nicht zuletzt auch für die hier sichtbaren deutschsprachigen Gebetbücher des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts zu. Meine Statistik, die ich nach mehrjähriger Untersuchung des schweizerischen Handschriftenbestandes gewonnen habe, weist nämlich folgende Zahlen aus: In sämtlichen öffentlichen Bibliotheken und zugänglichen Klöstern der Schweiz sind gegen 120 in deutscher Sprache und vor 1530 geschriebene Gebetbuchhandschriften überliefert. Die Stiftsbibliothek St. Gallen hat davon einen Anteil von 47 Manuskripten, also mehr als einen Drittel des Gesamtbestandes.

An zweiter Stelle figuriert der Benediktinerkonvent Sarnen mit 21 Handschriften. Die Universitätsbibliothek Basel, die Zentralbibliothek Zürich und die Stiftsbibliothek Einsiedeln haben etwa je 10 solcher Manuskripte, die übrigen Bibliotheken der Schweiz zwischen einer und fünf Handschriften.

Ich muss aber gleich hinzufügen, dass fast alle der 47 deutschsprachigen Gebetbuchhandschriften der Stiftsbibliothek nicht im Galluskloster geschrieben und nicht dort gebraucht worden sind, sondern dass <sup>sie</sup> ~~die~~ erst seit dem 17. Jahrhundert, teilweise gar erst nach 1900 in die Klosterbibliothek bzw. in die heutige Stiftsbibliothek gelangt sind. Wenn die gebildeten St. Galler Mönche des Spätmittelalters, also die Patres, für sich persönlich Privatandachten verrichteten, dann haben sie diese aus lateinischen Gebetbüchern gelesen, und solche sind denn auch in beträchtlicher Anzahl in der Stiftsbibliothek noch vorhanden. Die deutschsprachigen St. Galler Gebetbücher, um die es uns geht, stammen dagegen zum grössten Teil aus Frauenklöstern der Stadt und der Umgebung von St. Gallen: nämlich etwa aus dem Dominikanerinnenkonvent St. Katharinen, der bis zur Reformation in der Stadt St. Gallen war <sup>(Dra 5: Ansicht von M. Nefler, 1855)</sup> und heute weiterexistiert in Wil, sodann aus dem 1834 aufgehobenen Benediktinerinnenklosterchen St. Georgen, aus dem bekannten St. Katharinental bei Diessenhofen, aus der Beginensammlung und dem späteren Drittordenskloster Maria Hilf im oberrheintalischen Altstätten und aus andern geistlichen Frauengemeinschaften des Bodenseeraumes.

Was für die Stiftsbibliothek zutrifft, gilt auch für den Gesamtbestand schweizerischer Gebetbuchhandschriften: gegen 50 der 120 Manuskripte stammen eindeutig - durch Provenienzvermerk gekennzeichnet - aus Frauenklöstern; und ich meine, dass mindestens Dreiviertel des Gesamtbestandes - also etwa 90 Handschriften - in Frauenkonventen verwendet wurden, auch wenn viele Codices keinen Besizervermerk tragen oder - was sich öfters beobachten lässt - etwa wenn ein Gebetbüchlein ursprünglich zwar für eine weltliche Person bestimmt war, dann aber als Erbgut einer geistlichen Schwester in ein Frauenkloster gelangte und dort weiterbenutzt wurde.

Wenn ich also im folgenden über spätmittelalterliche Laienfrömmigkeit spreche, die in deutschsprachigen Gebetbüchern fassbar wird, rechne ich zu den Laien somit auch geistliche Frauen, die im <sup>in Klöster</sup> ~~Beginnsammlungen~~ oder <sup>Regulierten</sup> ~~in~~ Klöstern mit bestimmter Ordensregel gelebt haben. Zu den Laien zähle ich ebenfalls die sogenannten Laienbrüder, also die des Lateins unkundigen, öfters gar illiteraten Professen eines Männerklosters, die zumeist handwerklich tätig waren. Nun mag man vom soziologischen oder ordensgeschichtlichen Standpunkt aus gegen diese nachträgliche Laisierung geistlicher Gruppen Widerspruch anmelden. Wenn ich sie zu den Laien zähle, dann vornehmlich deshalb, weil die deutschsprachigen Gebetstexte einer Klosterfrau oder eines Laienbruders fast weitgehend die gleichen sind wie die eines wirklichen, in der Welt draussen lebenden Laien. Denn bildungsmässig stehen spätmittelalterliche Leser von deutschen Gebetbüchern im grossen und ganzen auf der gleichen Stufe: sie alle, Beginen, Schwestern, Laienbrüder, verheiratete Frauen und Männer können-von wenigen Ausnahmen abgesehen - das Lateinische, die Sprache der kirchlichen Liturgie, nicht oder nur in Ansätzen verstehen und sind deshalb auf deutsche Gebetstexte angewiesen, die ihnen zumeist Kleriker nach lateinischer Vorlagen übersetzen oder unmittelbar in der Muttersprache frei schaffen.

Regulierte Frauenkonvente waren zum gemeinsamen Chorgebet in lateinischer Sprache verpflichtet: jeden Tag gegen fünf Stunden sangen und rezitierten sie das Stundengebet der Kirche. Wie schwer verständlich der lateinische Psalter, Haupttext des Stundengebets, ist, wissen Sie vielleicht selber aus eigener Uebersetzungsarbeit. Notker der Deutsche (Dia 6), der um 1000 im Galluskloster für seine Lateinschüler schwer verständliche Texte ins Althochdeutsche übersetzte (etwa Martianus Capella oder Aristotels latinus), dieser Notker hat jedenfalls auch den gesamten Psalter in seine Muttersprache übertragen (hier eine Handschrift aus dem 12. Jahrhundert). Die meisten regulierten Chorschwestern, aber sicher auch zahlreiche Mönche konnten das gemeinschaftlich rezitierte Stundengebet <sup>offensichtlich</sup> ~~nur~~ ansatzweise verstehen. Deshalb hatten gerade Schwestern ein grosses Bedürfnis, in ihrer persönlichen, privaten, stillen Andacht Gebete lesend zu rezitieren, die in ihrer Muttersprache formuliert waren. Im Spätmittelalter besass jede einigermaßen lesefähige Schwester <sup>- wie ich glaube -</sup> ihr persönliches Privatgebetbuch. Wer von den geistlichen Frauen schreiben konnte, stellte sich

selber ein Büchlein her. Oefters wählte sich dann die Schreiberin aus dem in einem Frauenkloster vorhandenen Gebetsschatz jene deutschen Texte aus, die ihr persönlich am besten gefielen. Es entwickelt sich - wenn auch nur in Ansätzen - so etwas wie das individuelle Gebetbuch. Bereits für die Zeit um und nach 1500 lassen sich Beispiele anführen, wo die Vorlage eines handgeschriebenen Gebetbüchleins ein gedrucktes Exemplar war. Das Abschreiben von Gebetstexten oder erbaulichen Schriften war nicht bloss Handfertigkeit oder Freizeitbeschäftigung, es wurde selber zum Beten, als schreibendes Beten empfunden. Unmittelbar vor Ausbruch der Reformation müssen in den vielen Frauenklöstern unzählige Gebetbuchhandschriften vorhanden gewesen sein. Das belegen Zahlen, gewonnen aus noch erhaltenen spätmittelalterlichen Bücherkatalogen. Zwei Beispiele: Der um 1500 geschriebene Katalog des Tertiariinnenklosterchens Wonnenstein bei Teufen verzeichnet insgesamt 109 deutschsprachige Handschriften, 40 davon müssen Gebetbücher gewesen sein. Zwischen 1451 und 1457 verfasste die Nürnberger Dominkanerin Kunigund Niklassin ein Verzeichnis der Privatbücher, die in ihrem Kloster meistens auf den Zellen der einzelnen Monialen lagen. Ueber 65 der insgesamt 111 aufgeführten Handschriften waren, soweit die kurzen Angaben eine Zuordnung des einzelnen Buches gestatten, deutschsprachige Privatbibliotheken. Das Nürnberger Frauenkloster blieb immer ein kleiner Konvent: nach der Reform von 1428 waren es nie mehr als durchschnittlich 35 Schwestern. / Kurzum: Die etwa 90 Gebetbuchmanuskripte aus schweizerischen Frauenklöstern sind ein ganz bescheidener Ueberrest aus dem einst vorhandenen Handschriftenarsenal.

*Aus solchen na Hss. - festschreiben  
kann man somit folgern!*

Im Gegensatz zu den Monialen dürften von den wirklichen Laien, also von verheirateten Frauen und Männern, nur ganz wenige, meistens sozial besser gestellte und begüterte Menschen, deutsche Gebetbuchhandschriften besessen haben. Genauere Zahlen sind nicht möglich, weil statistische Angaben, wie sie uns mittelalterliche Handschriftenkataloge für einzelne Frauenklöster liefern, überhaupt nicht fassbar werden. Ich meine jedoch, dass die meisten

Laien mit einem deutschen Gebetbuch schon deshalb nichts anzufangen wussten, weil sie nicht lesen oder bestenfalls mühsam buchstabieren konnten.

Ein illiterater Laie konnte einige wenige Gebete auswendig: das Vaterunser, das seit dem 11. Jahrhundert aufkommende, im 15. dann allgemein verbreitete Ave Maria, also das Gegrüsst seist du Maria (ohne die heutige Schlussbitte, die erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts üblich wird), dann das apostolische Glaubensbekenntnis. Diese drei Gebete gehörten zum Grundbestand des einfachsten katechetischen Unterrichts. Bereits die Aachener Synode von 802 erhob die Forderung, alles Volk müsse Vaterunser und Glaube in seiner Muttersprache auswendig können. Spätmittelalterliche Synodalbeschlüsse fügten dieser Verordnung das Ave Maria hinzu. An die <sup>deutsche</sup> Predigt des Sonntagsgottesdienstes schloss sich im Mittelalter seit den entsprechenden Anordnungen Karls des Grossen vielfach eine Volkskatechese an, deren Kern die Erklärung des Apostolicums und des Vaterunser, später auch des Ave Marias, oder wenigstens die gemeinschaftliche Rezitation dieser Texte ausmachte. Da der gesamte liturgische Gottesdienst lateinisch war - mit Ausnahme der Predigt, der sich anschliessenden Katechese und der sog. 'Offenen Schuld' <sup>zum ausl</sup> - und da selbst die Prozessionen, Nachmittags- und Abendandachten, die Begräbnisriten <sup>(Die ?)</sup> in dieser Kirchensprache abgehalten wurden, konnten aktivere Laien sicher auch einzelne lateinische Gebetstexte auswendig; so etwa das Salve regina, das <sup>im 15. Jh.</sup> in der sogenannten Salve - Andacht am frühen Abend gesungen wurde, oder das Magnificat, das Gloria in excelsis Deo, die übliche lateinische Doxologie 'Gloria patri' und anderes mehr. Neben diesen offiziell kirchlichen, also liturgischen Gebeten, waren einem leseunkundigen Laien auch einzelne Privatgebete vertraut, ein oder zwei Abendgebete, meist als Empfehlung in den Schutz Gottes und der Heiligen formuliert, ein Morgengebet, vielleicht auch wenige kürzere Marien- und Passionsgebete. Solche einfachen Privatbetlein wurden, wie das auch heute noch bei Kinderbeten meistens zutrifft, von der Mutter an ihre Kleinen mündlich weitergegeben. Wir kennen einzelne oral tradierte Texte aus dem Spätmittelalter deshalb so gut, weil sie zuweilen auch schriftlich in Privatbetbüchern fixiert wurden. Im Unterschied zu den nur schriftlich weitergegebenen Orationen sind diese daran erkenntlich, dass sie bei schriftlicher Parallelüberlieferung in der Textgestalt sehr stark variieren, während die

nur schriftlich tradierten weitgehend konstant bleiben. Uebermässige Textvarianz verrät also meistens, dass das Gebet auch eine mündliche Ueberlieferung hatte.

Einem Laien, der kein Privatgebetbuch besass - und das traf für mehr als 90 % der Landbevölkerung zu - einem solchen Laien stand somit eine sehr bescheidene Auswahl von Gebetstexten für seine persönliche private Andacht zur Verfügung. Wer mehr als das von der Kirche geforderte tägliche Mindestmass beten wollte - ein Vaterunser und Ave Maria -, der behalf sich meist damit, dass er seine Gebete mehrmals nacheinander betete: Vaterunser und Ave Maria wurden so zu Reihen- oder Wiederholungsgebeten. *Darauf beruht schon auch die Praxis, die im 15. Jh. - sowie in der Volkspflege, - besteht aus den Abbeten von 50-150 AT Bestand durch die Klöster.*

Wie gesagt: Offensichtlich besaßen nur ganz wenige Laien vor der Reformation handgeschriebene Gebetbücher, und wiederum nur ganz wenige dieser Erstbestitzer schrieben sich den Text selber, wie etwa 1495 der Basler Ratschreiber Niklaus Meyer zum Pfeil sein deutsches Privatgebetsbuch (UB Basel. Cod. B XI 26). Die meisten liessen sich ihr Büchlein herstellen, von mehr oder weniger sorgfältig arbeitenden Lohnschreibern, einfachen Kanzlisten, Buchschreibern oder wirklichen Kalligraphen, die sich zuweilen am Schluss ihrer Abschrift nennen oder wenigstens das Datum der Fertigstellung vermerken. So kalligraphierte 1503 - um ein zweites Basler Beispiel anzuführen - die Gnadentaler Klarissin Dorothea Schermann für den Koblenzer Schultheissen in einer äusserst gepflegten, fein ausgeschmückten Textualis ein deutsches Marienoffizium, das in seiner dialektalen Sprache sich als kölnisch charakterisiert und damit uns zu erkennen gibt, dass der Koblenzer Magistrat zugleich mit dem Auftrag der Basler Kalligraphin eine Textvorlage aus seiner engeren Heimat vermittelt hat. Selten sind jedoch die Erstbesitzer im Gebetbüchlein vermerkt. Ein sonst <sup>nicht</sup> weiter fassbarer Schreiber Gabriel Nagel von Waltdorff schrieb 1481 ein Privatgebetbuch, das (Dia 8) mit dieser Miniatur - Veronika bietet dem Beschauer das Schweisstuch Christi da~~x~~ - geschmückt ist. // Im Innendeckel der Handschrift (Dia 9) ist das Familienwappen angebracht. Vermutlicher Erstbesitzer war demnach ein Mitglied aus der St. Galler Familie Allgöwer, die in der Reformation zum neuen Glauben übertrat. Warum das Gebetbüchlein heute in der Stiftsbibliothek liegt, kann ich nicht sagen. Vielleicht gelangte es noch vor der Reformation

in ein Frauenkloster und von da später - sicher noch vor 1765 - in die Bibliothek des Gallusstifts.

Eine recht nachlässige Kursive schreibt (Dia 10) dieser Schreiber, der sich im Gebetbüchlein gleich mehrmals verewigt hat, etwa hier mit roter Tinte: *Lenttz ein füschen knecht*, und gleich darunter in der ersten Zeilen dem <sup>mit</sup>vollen Namen: *von mir Larens Lougast, dado zmal was üwer diener der daz hatt geschribentt und der Lentz der füsich knecht der dütt uch grüssen all magen* [also alle Verwandten]. Zu unterst auf der letzten Zeile sodann die Datierung: *am zinstag vor Udalrici im 1505. [jar], also am 3. Juli 1505.* Ueber den Auftraggeber erfahren wir ganz am Schluss des von Laurentz Lougast geschriebenen Gebetbüchleins Folgendes:

*Damitt hatt en end daz büchly und hett Lenttz ußgeschrieben uff sandt Gallen abent do man zalt 1500 jar und er hett es vorgefangen [angefangen] nach unsere herren fronlichnams tag und er hett es ungeren thon. Aber daz daz frowen bett so groß ist und sy so vil schwetzen konent, so hab ich es zügesagt, do ich gnüg tuncken hatt; den han ich so vast ußgeschwitztt, ee ~~und~~ ich es vollendett han.*

Frauen, die viel schwatzen können, haben also Laurentius Lougast gebeten, ihnen ein deutsches Privatgebetbüchlein zu schreiben. Waren das weltliche oder geistliche Frauen? Ich vermute eher, da sie in der Mehrzahl erscheinen, Klosterfrauen. Der Schreiber aber war ein Laie. Ob er tatsächlich ein Fischknecht war? Man wagt das kaum zu vermuten; *füschenknecht* ist aber andererseits kaum symbolisch oder gar ironisch zu verstehen. Die eben zitierte Subscriptio des Schreibers gibt uns eine weitere interessante Information: Lougast begann mit dem Büchlein, das insgesamt 424 von seiner Hand geschriebene Seiten umfasst, *nach unseres herren fonlichnams tag*, also am 23. Mai, <sup>1505</sup> und vollendete es am Vorabend des Gallustages, also am 15. Oktober, brauchte somit ~~also~~ etwa viereinhalb Monate. Die nachlässige Schrift, die etwa uneinheitliche Rubrizierung und anderes mehr deutet <sup>hier</sup> darauf, dass Lougast das Büchlein nebenher und in Unterbrüchen geschrieben hat, sicher nicht als tägliche Hauptbeschäftigung.

Hinweise über den Erstbesitzer eines deutschen Gebetbuchs geben nicht nur Wappen, Besitzereinträge oder Schreibersubscriptio, sondern zuweilen auch die Gebetstexte selber. Etwa wenn sich das betende Ich durchgängig als *sünderin* oder *dienerin* bezeichnet, oder -

wenn ein Ordensgründer - Franziskus, Dominikus oder Benedikt - als *unser lieber vatter* angesprochen wird. (Dia 11) In diesem 1505 geschriebenen Gebetbüchlein nennt sich die Besitzerin, vermutlich eine Nonne, mit ihrem Vornamen. Eine längere Empfehlung in den Schutz Gottes beginnt: *Ich Elisabeth empfihe mich hüt in die krafft und in daz wort, do gott mensch in ward ...*

Bevor ich auf die Aufmachung deutscher Gebetbücher zu sprechen komme, einiges wenigens zu den Haupttypen volkssprachlicher Orationalien, die nach inhaltlichen Kriterien unterschieden werden. Unter dem Begriff 'Deutsches Gebetbuch' verstehe ich eine zumeist kleinformatische Textsammlung, die zu mehr als 50 Prozent in deutscher Sprache Gebete enthält. 'Deutsches Gebetbuch' ist Oberbegriff zu den gattungsspezifischen Gruppen wie 'Deutscher Psalter', 'Deutsches Messbuch', 'Deutsches Stundenbuch', 'Deutsches Privatgebetbuch'. Während der deutsche Psalter und das deutsche Messbuch Übersetzungen ausschliesslich liturgischer Texte darstellen, ist das deutsche Stundenbuch herkunftsmässig ein Mischprodukt: es enthält übersetzte liturgische, vor allem jedoch semiliturgische Stücke sowie wenige Privatgebete. Das deutsche Privatgebetbuch dagegen besteht zur Hauptsache aus Gebeten, die weder liturgischer noch semiliturgischer Provenienz sind, sondern, teils lateinisch vorgeprägt, teils direkt in der deutschen Sprache konzipiert, ausschliesslich für die stille Privatandacht zumeist von anonymen Geistlichen geschaffen wurden. Am schwierigsten zu unterscheiden, weil eigentlich nie in reiner Form vorkommend, sind deutsches Stundenbuch und deutsches Privatgebetbuch. In der lateinischen Originalsprache war das Stundenbuch, auch Livre d'heures genannt, seit dem 14. Jahrhundert in ganz Europa bekannt. In der volkssprachlichen Fassung allerdings scheint es, wie es sein bester Kenner, Victor Leroquais, definiert, nur gerade in Frankreich und in den Niederlanden stärker verbreitet gewesen zu sein. Das Textkorpus eines Stundenbuches ist zwar nicht verbindlich festgelegt, doch kommen meistens folgende Elemente vor: (Dia 12) zu Beginn ein Kalender, sodann das kleine Marienoffizium, also das stark gekürzte Stundengebet, auf die sieben Tagzeiten Mette, Prim,



Terz, Sext, Non, Vesper und Komplet verteilt, sodann die 7 Busspsalmen mit der Allerheiligenlitanei ([Dia 13] : wie hier in lateinischer Fassung), kleine Gebete zu den Haupt- und Heiligenfesten (man nennt sie Suffragien) sowie das Officium defunctorum, also das Stundengebet für Verstorbene, meistens nur mit Vesper und Vigil.

Viele Stundenbücher - das wissen Sie alle - sind wegen ihrer Verzierungen und Miniaturen Prachthandschriften, stammen aus nordfranzösischen, niederländischen und später auch italienischen Illustrationswerkstätten, waren wegen ihrer Aufmachung eine Art Statussymbol des hohen Adels und reicher Bürger. Was für die heutige Dame der Pelzmantel ist, das war um 1500 für die Frau eines niederländischen Handelsherrn das Stundenbuch. Da solche Pergamenthandschriften in grosser Anzahl von einzelnen Ateliers gewerbmässig hergestellt wurden, besitzt heute fast jede grössere Handschriftensammlung einzelne Livres d'heures. So auch die Stiftsbibliothek St. Gallen: etwa dieses in <sup>lateinischer</sup> altfranzösischer Sprache <sup>mit altfranzösischen Rubriken</sup> geschriebene Stundenbuch, hier <sup>(rechts)</sup> die sogenannten Suffragien zum heiligen Laurentius (mit Rost) und <sup>links</sup> -rechts- zum heiligen Hieronymus <sup>mit dem Lamm</sup>, oder hier ([Dia 15]) diese hübschen Initialen, in denen Tiere erscheinen. Ebenso in Frankreich dürfte dieses lateinische Stundenbuch ([Dia 16]) entstanden sein. Zu Beginn des Totenoffiziums enthält es - mit Bordüren reich geschmückt - auf der linken Seite eine Miniatur, die einen liturgischen Begräbnisritus festhält.

Wichtig ist nun die Feststellung, dass ein volkssprachliches Stundenbuch, wie es in Frankreich und in den Niederlanden ausgebildet war, im oberdeutschen Raum bis etwa 1500 kaum gegeben hat, und zwar nicht nur wegen der hier fehlenden Illustrationswerkstätten, sondern auch von der Textkomposition her. Denn alle angeführten Textelemente des Stundenbuchs kommen zwar auch in oberdeutschen Gebetbüchern vor, aber sie treten in einer Handschrift kaum alle miteinander auf, vielmehr werden die meisten Codices vorwiegend von Privatbeteten beherrscht, in die einzelne Stücke des Stundengebetbuchs gleichsam eingeschoben werden. Im oberdeutschen Raum überwiegt also das Privatgebet, die meisten volkssprachlichen Orationaliensammlungen sind somit von ihrem Hauptbestand her gesehen Privatgebetbücher.

Oberdeutsche vorreformatorische Privatgebetbuchhandschriften sind nun, was ihre Aufmachung (Einband, Schrift, Illustration) betrifft, <sup>ganz</sup> selten eine bibliophile Kostbarkeit, mit Sicherheit nie eine Zimelie, auf die sich die heute so arg ins Kraut geschossenen Faksimile-Verlage stürzen würden. (Dia 17) Solche Einbände - mit Holzdeckel, Beschlägen und Metallschliesse - stellen Ausnahmen dar. Viel häufiger <sup>be-</sup>gegnet primitive Macharten (Dia 18) wie diese hier: ein doppelt gefalztes Pergamentblatt - so die Handschrift rechts - hält die Papier- oder Pergamentbünde zusammen. Etwas konsistenter der Einband links: ein rot gefärbtes Pergament, innwendig mit einem zweiten Pergament verstärkt. (Dia 19) Zuweilen dient als Einband eine <sup>Schnüre ersetzen die Schließe</sup> veraltete Urkunde oder - wie hier - ein Folium aus einem liturgischen Chorbuch. X

(Dia 20) So ist es weiter nicht verwunderlich, dass manchmal der ursprüngliche Einband verloren gegangen ist, mit ihm öfters auch die äussersten Lagen wie hier - oder dass er durch einen neueren des 19. oder 20. Jahrhunderts ersetzt wurde. ~~Schnüre ersetzen die~~

~~Schnüre~~

Die klein- und kleinstformatigen Bändchen sind zu ihrem grösseren Teil bereits Papierhandschriften, lediglich die älteren - aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und die wenigen kurz vor 1400 entstanden bestehen fast durchgängig aus Pergament. Das hier sichtbare - leider unvollständig erhaltene Pergamentbändchen - 8 Zentimeter hoch und 6 Zentimeter breit - ist in der St. Galler Sammlung deutschsprachiger Privatgebetbücher eindeutig das älteste. (Dia 21) Beat Scarpatetti, der in seinem neuen Handschriftenkatalog des St. Galler Supplementbestandes dieses Bändchen genauer beschrieben hat, datiert es - <sup>ca. 1400</sup> von der Schrift her - um 1400, vielleicht gar kurz vor der Jahrhundertwende entstanden. Zusammen <sup>mit</sup> dem etwas älteren - um 1375 geschriebenen - 'Engelberger Gebetbuch' der Stiftsbibliothek Engelberg dürfte das St. Galler Bändchen somit das älteste in der Schweiz befindliche deutschsprachige Privatgebetbuch darstellen.

(Weltweit, das heisst vornehmlich in deutschen und österreichischen Bibliotheken, sind nach meinen eigenen Forschungen noch gegen 25 Privatgebetbuchhandschriften erhalten, die in deutscher Sprache und vor 1400 geschrieben sind. Das Gros solcher Manuskripte setzt allerdings erst nach 1450 ein).

So klein die hier aufgeschlagenen Seiten des ältesten St. Galler Bändchens sind, sie zeigen noch deutliche Spuren einer vornehmlich in klösterlichen Skriptorien gepflegten Buchkunst des 13. und 14. Jahrhunderts. Fein gezogene Linierungen bestimmen den Satzspiegel und das Ebenmass der Zeilen. Die Schrift, eine gotische Textura oder Textualis, hat noch Brechungen in der Federführung, ebenso die gotischen Bogenverbindungen (3. unterste Zeile links: do) und feine im Dia kaum sichtbare Haarstriche über einzelnen Buchstaben. In der Mitte unten links in römischen Ziffern die Lagenummerierung und ganz unten (in der rechten Ecke) der Wortreklamant für die nächste Lage, die mit dem hier rechts gezeigten Blatt beginnt. Die Rubrizierung äusserst bescheiden. Das rote I (etwa in der zweitobersten Zeile links) zu Ich und der abgekürzten Formel Ich danken dir herre: diese rote I ist Orientierungshilfe für die betende Schwester (das Bändchen ist wohl eindeutig in einem Frauenkloster geschrieben und benützt worden): denn mit der Formel Ich danken dir herre beginnt jeweils wieder ein neuer Meditationsabschnitt, vor dem die Schwester vermutlich das eben gelesene nochmals überdacht, vielleicht auch Reihengebete wie Pater noster und Ave Maria dazugefügt hat.

Dieser sorgfältigen Buchschrift um 1400 stelle ich nun - paläographisch gewertet - eine hundert Jahre jüngere Pflückerarbeit gegenüber (Dia 22). Kein vorgeformter Satzspiegel mehr, eine äusserst flüchtige Kursivschrift, die eben keine Brechungen mehr kennt. Die Rotstrichelung, die eigentlich sinnwichtige Wörter hervorheben sollte, hat hier ihre Funktion verloren, weil die Rubrikatorin ziemlich wahllos ihre roten Striche angebracht hat. Die Rubrikatorin ist nicht mehr dazugekommen, den Anfangsbuchstaben eines Gebetes mit einer sogenannten Lombarde rot auszuzeichnen. Der freie Raum dafür, so in Zeile 3 und vier rechts oben, hier für das von der Schreiberin als Eselshilfe links am Rand notierte H (Here Jesu Christe) blieb somit ungenutzt.

[Dia 23] Die Lombarden, also die Anfangsbuchstaben zu einem einzelnen Gebet, können bereits recht kunstvolle Verzierungen, etwa diese Zierknäufe, aufweisen, <sup>die</sup> ~~wie~~ <sup>einem</sup> in ~~diesem~~ <sup>erscheinen</sup> Gebetbüchlein, das 1519 eine Schwester Maria Pflügerin geschrieben hat. Der rote Text ist wirklich Rubrik, sie gibt Anweisungen und Ablassversprechungen zum folgenden Gebet. [Dia 24] Bei diesem Gebetbüchlein fällt der Satzspiegel förmlich aus den Fugen. Wenn auch die gesamte Aufmachung alles andere als sorgfältige Buchkunst verrät, - und das gilt nun für die Mehrzahl deutscher Privatgebetbücher - dieses Bändchen hier - das zeigen die stark abgegriffenen Stellen am linken und rechten Rand ganz deutlich - dieses Bändchen ist viel benutzt und viel gelesen worden. Wenn ein Text nach Meinung einzelner Literaturhistoriker nur dann wirklich existiert, wenn er rezipiert, gelesen wird, dann haben die Gebete in diesem unscheinbaren Büchlein tausendmal existiert.

Lombarden sind zumeist der einzige Schmuck eines deutschen Privatgebetbüchleins. [Dia 25] Zuweilen begegnen kunstvollere Initialen, wie diese mit rot- grünem Fleuronné geschmückte O-Initiale, oder [Dia 26] diese H-Initiale, deren Fleuronné mit brauner Tinte fein gestrichelt erscheint. Recht primitiv dann aber wiederum am unteren Rand der Vogel und die beiden Blumen, wohl erst von einer späteren Hand hinzugefügt. Noch seltener [Dia 27] Randbordüren mit grünen Ranken und roten Früchten, eher, noch [Dia 28], weil vom damals gängigen Buchschmuck der Inkunabel herkommend, solche mit der Schrifftinte ausgeführten Bordüren, die zuweilen, wie auf der rechten Seite sichtbar, nichts anderes sind als verlängerte verzierte Unterlängen eines Buchstabens, hier der G-Schlaufe im Wort *williglichen*. Diese Handschrift hat übrigens der St. Galler Mönch Hans Conrad Haller 1516 für die Klosterfrauen in St. Georgen geschrieben. In der ~~Handschrift~~ <sup>an</sup> Schreibsubscriptio unten links liest man *Bitten gott für den schriber H.C.H. (Hans Conrad Haller) 1516.* [Dia 29] Das einzige deutsche Gebetbüchlein der St. Galler Stiftsbibliothek, das bessere figurale Initialkunst aufweist, ist diese Papierhandschrift, eines der <sup>wichtig</sup> oberdeutschen Stundenbücher, geschrieben 1483 von der Einsiedler Begine Dorothea von Hof. Hier der Beginn der Tagzeiten zum Leiden Christi (*Hie vahet an die mette*). In der Schlaufe der H-Initiale die Darstellung des letzten Abendmahls, eines der Themen innerhalb der Gebete zur Mette. [Dia 30]

Die Initiale zur Prim zeigt Christus im Oelgarten, [Dia 31] diejenige zur Terz seine Gefangennahme. [Dia 32] Bordürenmässig reich ausgestaltet ist diese I-Initiale am Beginn der Totenvesper (*Hie nach stat dye sel vesper*) mit Christus am Kreuz, Maria und Johannes.

Bilderschmuck findet sich in oberdeutschen Gebetbuchhandschriften äusserst selten. In der Sammlung der 47 deutschsprachigen Orationalienmanuskripte der Stiftsbibliothek kenne ich nur gerade drei kolorierte Federzeichnungen: [Dia 33] Veronika mit dem *Schweisstuch Christi*, ein Bild, das ich Ihnen bereits einmal vorgeführt habe (aus dem Gebetbuch der Familie Allgöwer) sowie [Dia 34] diese beiden nebeneinander stehenden Vollbilder: Christus am Kreuz und das Vesperbild, meiner Meinung nach von einem unbekanntem Kleinmaler aus der Bodenseegegend um 1500 gemalt (Die Handschrift ist leider nicht datiert, sie gehörte später den Benediktinerinnen in St. Georgen). Nur wirklich vermögende Leute konnten sich reich illustrierte Gebetbuchmanuskripte leisten. Etwa die Grafen von Montfort, die in Feldkirch, Bregenz und auf der Wasserburg am Bodensee sasssen. Aus ihren verschiedenen Familien haben sich vier Miniatur-Gebetbücher erhalten: das älteste, 1489 fertiggestellt, als Hochzeitsgeschenk für Gräfin Anna von Montfort-Wasserburg-Rothenfels, liegt seit 1977 auf der hiesigen Universitätsbibliothek; ich habe ihm vor kurzem in der Zeitschrift 'Montfort' eine ausführliche Studie gewidmet; die anderen Montforter Privatgebetbücher, im zweiten und dritten Dezennium des 16. Jahrhunderts entstanden, befinden sich heute in Wien, im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, sowie im Privatbesitz der Grafen von Oettingen-Wallerstein. Eine Kurzcharakterisierung dieser Montforter Privatgebetbücher habe ich im Sammelband "Die Grafen von Montfort. Geschichte und Kultur" (Friedrichshafen 1982) publiziert. [Dia 35] Wenn Klosterfrauen ihr persönliches Gebetbüchlein ausschmücken wollten, behalfen sie sich zuweilen damit, dass sie Holzschnitte in ihre Handschriften eingeklebt haben, hier Christus als Schmerzensmann, kolriert, vermutlich ursprünglich ein loses Andachtsbildchen. Leider besitzt die St. Galler Stiftsbibliothek keine frühen Andachtsbildchen des 15. und 16. Jahrhunderts mehr. Manchmal haben spätere Generationen die eingeklebten Holzschnitte wieder herausgerissen - [Dia 36] wie hier auf der linken Seite am linken

Rand ersichtlich wird.

[Dia 37] Eine interessante Miniatur ist diese mit roter Tinte ausgezogene recht primitive Zeichnung in einem Gebetbüchlein, das 1509 geschrieben wurde. Zu lesen ist: *Maria*, und darunter: *dis biechlin S(wester) Fidis Baierin*, also offensichtlich ein Besitzervermerk. Lange Zeit konnte ich mit diesen drei Eichel nichts anfangen, bis mich Herr Scarpatetti auf die richtige Fährte wies. Er meinte, die Miniatur habe Ähnlichkeit mit spätmittelalterlichen Notariatszeichen, wie Notare sie als persönliches, unverwechselbares Signet am Schluss der von ihnen geschriebenen Urkunde zur Beglaubigung hinmalten. Und tatsächlich: In der Sammlung südwestdeutscher Notarszeichen von Peter-Johannes Schuler stiess ich [Dia 38] auf ein mit dem Gebetbüchlein identisches Signet, das der Dornbirner Stadtschreiber und Notar *Marquard Baiger de Dornstedt* 1470 an einer Urkunde anbrachte. Die Moniale *Fidis Baierin* oder *Baigerin* stammt somit wohl aus der gleichen Familie wie der Dornbirner Stadtschreiber, ist vielleicht seine Tochter gewesen, die nun sein Notariatszeichen sozusagen als Familienwappen und Besitzervermerk verwendet hat. [Dia 39] Eine spätere Besitzerin dieses Gebetbüchleins, nämlich Schwester *Barbara Wingelhuserin*, hat offensichtlich nicht mehr gemerkt, dass die Zeichnung der *Fidis* die Funktion eines Familienwappens hatte, sie zeichnete das ursprüngliche Notariatszeichen ziemlich genau ab und schrieb in die Schriftrahmen nun ihren eigenen Namen. So wie die gut-naive Schwester *Barbara Wingelhuserin* hinterlassen öfters spätere Gebetbuchbesitzer ihre Spuren, wie etwa hier [Dia 40] auf diesem linken Blatt voller Federproben, wo gleich mehrere Namen zu lesen sind, die Hinweise zur Provenienz des sonst nicht weiter lokalisierbaren Bändchens geben können, oder [Dia 41] hier - im gleichen Bändchen - wo vermutlich ein Besitzer in ungelungenen Zügen vielleicht gar erste Schriftversuche angestellt hat.

Für den Volkskundler von grossem Interesse sind auf leeren Seiten eines Gebetbüchleins eingetragene Rezepte, Beschwörungsformeln und Ähnliches. Aus der St. Galler Sammlung kann ich Ihnen leider kein Beispiel zeigen, ich kenne jedoch aus anderen Bibliotheken der Schweiz mindestens 20 solcher zum Teil äusserst interessanter Notate. Ich möchte sie alle einmal geschlossen veröffentlichen,

doch bin ich über erste Vorarbeiten nicht hinausgekommen. In diesem Kreis illustrierter Volkskundler fühle ich mich fast verpflichtet, wenigstens kleine Kostproben davon <sup>hier</sup> vorzuführen.

In einem Krankheitssegen wird der heilige Sonntag angerufen. Orientiert man sich im "Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" unter dem Lemma "Sonntag", so findet man dort folgende kurze Hinweise: "Zu einer Personifikation des Sonntags, der in Krankheitssegen gern als heiliger Sonntag angesprochen wird, finden sich nur Ansätze. (...) Nach einer Schweizer Ueberlieferung trugen Mütter die an Auszehrung leidenden Kinder an drei aufeinander folgenden Sonntagen jeden Sonntag dreimal bei Sonnenaufgang hinaus unter den freien Himmel und sprachen dann 'gewisse abgottische wort. Komm, du heiliger Sonntag', Quelle für diese Information ist Rudolf Gwerb, der 1646 in Zürich sein Bändchen "Von Vych- und Leutbesägnen" drucken liess. Den gesamten Text des Segensspruches teilt er uns jedoch nicht mit. Dieser findet sich, der Forschung bislang völlig unbekannt, in einem Gebetbüchlein, das einem nicht weiter identifizierbaren Geistlichen ~~im 15. Jahrhundert~~ gehörte, der 1478 Primiz feierte, und das sich offensichtlich in einer Zürcher Familie Huber <sup>im 16. Jh.</sup> weitervererbt hat. Auf einer leeren Seite steht, von einer Hand des 16. Jahrhunderts geschrieben, folgender Text:

*O du heiliger suntag du fil edler ritter,  
hie thütt dich ein arm geisthrli pitten,  
daz du im gebest sin plütt und fleisch  
oder nemest uff sinen geist.  
In namens vatters, suns und heiligen geist. Amen.  
Daz thüe III suntag frö vor sunen uffgang under dem  
heyteren hymel.*

Gewiss sind die meisten der von mir gefundenen Segens- und Rezeptformeln Varianten bereits bekannter und publizierter Texte, aber einzelne - wie dieser Anruf zum heiligen Sonntag - dürften primären Zeugniswert besitzen. So vermutlich auch zwei längere Texte, die nun nicht Marginal-Notate sind wie die meisten solcher Dokumente, sondern die vom Hauptschreiber eines mystisch geprägten Nonnengebetbüchleins unmittelbar in die Gebetssammlung aufgenommen wurden. Der eine Text vermittelt, nach den Monaten geordnet, Gesundheitsregeln. Seine Rubrik lautet: *Waz man essen sol in ieglichem manet.*

Zum Monat März heisst es da:

*In dem merzen solt du dik baden. Rib din zene mit salcz, isse die selbinen fenkelsamen und petterli wurtzen, so kumt dich der vallent hechttag niemer an.*

*In dem driten Herbstmanet (November) solt du nüt baden, won es ist denn den nieren schad. Behüt din hobt vor kelte, iss zinmit und ingber.*

*In dem winter manet (Dezember) so ~~du~~ hüt dich vor kelti. Du macht lasen (du kannst zum Aderlassen gehen) und baden. Ingber solt du etwen niesen. Wer aber liesse an dem hinreste~~n~~ tage (also an Silvester zum Aderlassen geht), der müest in drin tagen sterben.*

Der zweite Text deutet die Donnerschläge, wiederum nach den 12 Monaten geordnet:

*Tonret es im winter manet, daz betüt ein güt iar, frid und gnad in aller welt.*

Falls Sie, meine Damen und Herren, nächstes Jahr wiederum einen so schönen, trockenen Sommer sich wünschen wie heuer, dann darf es auf keinen Fall im Juli donnern. Denn die Wetterregel sagt:

*Tonret es im hõimanet, daz betüt ein nass iar; korn, hõi und ander ding werdent verdorben von wasser und von ungewiter.*

Die beiden zitierten Monatsregeln sind gewiss keine sehr informativen, weltbewegenden Texte, aber man sollte immerhin bedenken, dass sie in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben wurden, in einer Zeit also, wo derartige Dokumente noch recht spärlich überliefert sind.

[Dia 42] Wenn ich mich nun zum Abschluss den deutschen Gebeten selber zuwende, wie sie in vorreformatorischen Privatgebetbüchern vielfältig nach Form und Inhalt erscheinen, so kann ich dies <sup>hier</sup> ~~im Rahmen dieses Vortrags~~ nur sehr summarisch und ~~dadurch~~ einseitig verkürzt tun. Diesen wohl wichtigsten Aspekt mediävistischer Gebetbuchforschung habe ich nämlich deshalb an den Rand <sup>meines Vortrags</sup> (verdrängt, weil er sich in einem Lichtbilder-<sup>Referat</sup> Vortrag schlecht vorführen lässt. Der Gebetstext beansprucht <sup>selber</sup> <sup>dabei</sup> Vorrang vor jedem Bild, wenn auch im Spätmittelalter die Verbindung Gebetstext - Bild bzw. Plastik eine,



wie ich glaube, sehr enge war. Monialen und Laien haben ihre deutschen Gebetstexte immer wieder vor Kruzifixen, vor Vesperbildern, Heiligenstatuen und -bildern rezitiert. Einzelne der älteren deutschen Privatgebete, die bereits im frühen 14. Jahrhundert belegt sind, vermutlich zunächst für mystische Kreise originär deutsch geschaffen wurden und bis ins späte 16. Jahrhundert zu den Bestseller-Gebeten gehören, sind von ihrer anaphorischen Struktur her nur dann verständlich, wenn man bedenkt, dass sie als Meditationsmaterial bei der Betrachtung eines Bildes Verwendung gefunden haben. Wenigstens ein solches Text-Beispiel sei zu diesem hier gezeigten romanischen Kruzifix aus dem späteren 12. Jahrhundert im Voralbergischen Ludesch partienweise vorge-  
tragen:

*Ich bitte dich durch diner göttlichen <sup>minne</sup> ~~minne~~ willen, die du, herre himelscher künig, hette, do du stuende am dem kruzixze allein mit minnender gotheit, mit senfter sele, mit betruetzten sinnen, mit gewundotem hertzen, mit krachenden gelidern, mit gespannen armen, mit gedenten adren, mit verhowenem libe, mit bluetigen wunden (...) mit ufgetaner siten und hertzen, mit fliessenden bechen uss dem ursprung des lebenden brunnen.*

[Dia 43] Vieles wäre zu sagen über die Hauptthemen spätmittelalterlicher Gebetsfrömmigkeit: etwa über die noch kaum übersehbaren Gebete zum Leiden und Martyrium Christi, das seit dem späten 13. Jahrhundert Hauptgegenstand frommen Betrachtens wird, indem der Betende bei der Lektüre der realistisch geschilderten Grausamkeiten mitleiden soll [Dia 44] gemäss der Forderung, wie sie der Mystiker Heinrich Seuse den Gottessohn verkünden lässt: "Es mag nieman komen zu göttlicher hocheit noch ze ungewonlicher süezikeit, er werde denn vor gezogen dur daz bilde miner menschlichen bitterkeit... Min menscheit ist der weg, den man gat, min liden ist daz tor, durch daz man gan muz, der zu dem wil komen, daz du da suchest. Vorbild und Mittlerin für solche Compassio ist Maria, die Mutter Christi, [Dia 45], der unzählige deutsche Gebete geweiht sind. Zu sprechen wäre über die Abend- und Morgengebete, über Ausfahrtssegnen, über die vielen Kommuniongebete, die meistens Ersatz waren für den immer seltener werdenden Eucharistieempfang [Dia 46] eigener Vortrag liesse sich beispielsweise über die deutschen Gebete halten, in denen die verschiedenen Heiligen angerufen und sie an ihre besondere Schutz- und Hilfsfunktion erinnert werden. Man könnte zeigen,

wie solche Heiligengebete in ihrem Gehalt geprägt werden vom Heiligenbild, das der einzelnen Heiligenfigur vermittelt der dargestellten Attribute so etwa<sup>s</sup>wie einen individuellen Charakter verleiht. Individuellen Charakter bekommt andererseits aber auch eine Gebetbuchsammlung gerade durch die Auswahl der Heiligengebete.

Johan Huizinga hat in seinem berühmten Buch 'Herbst des Mittelalters' eine religiöse Grundhaltung dieser Spätzeit darin sehen wollen, dass sie beständig ein schrankenloses Bedürfnis zeige, "allem Heiligen bildliche Gestalt zu verleihen". Es sei dadurch ein "Prozess immerwährender Herabsetzung des Unendlichen zu Endlichkeiten, ein Auseinanderfallen des Wunders in Atome" in Gang gekommen, Hinweis dafür, dass der echte, starke Glaube bereits im Schwinden gewesen sei.

Huizingas Charakterisierung trifft insgesamt durchaus auch auf die spätmittelalterlichen deutschen Gebetstexte zu. Die unauslöthbaren Glaubensgeheimnisse der Trinität, der Menschwerdung Christi Dia 47 seines Leidens und seiner Auferstehung werden konkret gefasst und beschrieben; der Betende geht mit ihnen so vertraulich um wie mit den Heiligen, die ihm nicht unnahbar fern sind, sondern - etwas grob gesagt - zu Duzbrüdern des <sup>Himmels</sup> ~~Göttlichen~~ werden, die in jeder Not und Sorge helfen müssen. Eine Vielzahl grösserer und kleinerer Gebete sind so aufgebaut, dass sie zunächst Christus oder Gott Vater an eine von ihm vollzogene Heilstat erinnern (*ich manen dich diner heiligen uferstandunge*), um daraus dann - fast gezwungenermassen - Gnade und Hilfe zu erbitten.

[48] Huizinga betont des weiteren, wie sehr das Spätmittelalter Religiöses mit Weltlichem vermischt habe, der Profanierung im täglichen Leben seien kaum Grenzen gesetzt. Die Germanisten haben den gleichen Sachverhalt in spätmittelalterlichen Sammelhandschriften gereimter Verse vorgefunden: da folgt öfters auf einen derberotischen Schwank fast unvermittelt eine Lehre über geistliche Dinge. Diese ständige Mischung von Weltlichem mit Geistlichen trifft nun in keiner Weise für das deutschsprachige Gebetbuch zu. Ich habe über 500 deutschsprachige Gebetbuchhandschriften durchgesehen, aber in keinem irgendwelchen weltlichen Text finden können.

Und wie bereits gesagt: selbst Beschwörungsformeln und Rezepte sind nur als spätere Zusatznotate (auf leergebliebenen Seiten) in die Orationalien eingegangen. Elemente des Weltlichen, Profanen finden sich nicht selten in Textpartien von Predigtsammlungen und Erbauungsbüchern, im Gebet jedoch, wo Gott oder der Heilige unmittelbar angesprochen werden, niemals. Das heisst doch wohl, dass das Spätmittelalter nicht einfach überall kunterbunt gemischt hat, sondern zwischen einzelnen Textsorten sehr wohl zu unterscheiden wusste.

Daraus wiederum lässt sich eine wichtige Folgerung ziehen: Vor-reformatorische Gebetbücher sind zwar - wie der Titel meines Vortrags besagt - Zeugen spätmittelalterlicher Laienfrömmigkeit, aber sie sind keineswegs oder jedenfalls nur sehr unzureichend Spiegel des damaligen religiösen Lebens, das mit dem Alltag aufs engste verknüpft war. Gerade weil das Gebetbuch ausschliesslich die stets religiös gehaltene Rede mit dem Göttlichen auswählt und alles Weltliche ausspart, kann das Orationale keine tieferen Einblicke in den religiösen Alltag vermitteln. So einfache Fragen etwa wie, wann, wie oft, wie lange, wo, in welcher Reihenfolge ein Laie Gebete aus seinem Büchlein rezitiert hat, kann uns das erhaltene Büchlein nicht beantworten, weil es von seinen Texten her normativen Charakter besitzt und niemals wirkliches religiöses Handeln und Empfinden des Rezipierenden festhält. Da geben etwa die Schwesternviten aus oberdeutschen Dominkanerinnenklöster viel präzisere Auskünfte, über private Gebetsgewohnheiten einzelner Monialen.

Meine Damen und Herren,

Sie werden Verständnis haben, dass ich nur wenige Aspekte zum angekündigten Thema aufgreifen konnte. Einen wichtigen Dokumentationsbereich habe ich Ihnen nicht einmal in Lichtbildern vorgeführt. Denn neben dem handgeschriebenen deutschen Gebetbüchlein hat es - nach ersten Ansätzen in der Inkunabelzeit - seit 1500 auch das gedruckte Orationale gegeben, meistens mit zahlreichen Holzschnitten oder Kupferstichen versehen. Die wichtigste und bis zur Reformationszeit immer wieder gedruckte Gebetbuchsammlung war das "Seelengärtchen", der "Hortulus animae", der in einer lateinischen und in einer von dieser völlig verschiedenen,

von Sebastian Brant redigierten deutschen Fassung zuerst in Strassburg, dann<sup>M</sup> Leipzig, Mainz, Lyon, Basel, Nürnberg und Augsburg gedruckt wurde. Die deutsche Fassung, von der zwischen 1501 und 1523 insgesamt 36 verschiedene Ausgaben nachgewiesen sind, war ein geschicktes Konglomerat aus den üblichen Stundenbuchttexten und zahlreichen Privatgebeten. Und wenn Sie wissen wollen, welches die verbreitetsten und wohl meistgelesenen deutschen Privatgebete vor der Reformation waren, dann müssen Sie einmal den von Pamphilius Gengenbach 1519 hier in Basel gedruckten 'Hortulus animae' durchsehen, von dem das Basler Kupferstichkabinett das einzige noch vorhandene Exemplar aufbewahrt. Eine erste Textanalyse dieser Hortulus animae-Drucke, die bislang nur gerade von den Kunsthistorikern wegen ihrer Illustrationen untersucht wurden, habe ich im 4. Band des neuen 'Verfasserlexikons' gegeben.

(Dia 49) Ich komme zum Schluss. Wenn man sich längere Zeit mit spätmittelalterlichen deutschen Gebetstexten beschäftigt, dann hat man schon bald einmal den Eindruck, als ob man die einzelnen Gebete schon hundertmal gelesen hätte, so sehr wiederholen sich Gedanken, ~~und selbst einzelne sprachliche~~ <sup>teilweise bis in die Formulierungen hinein</sup> Elemente. Freilich kann man nun den zumeist anonymen Gebetsverfassern keineswegs den Vorwurf des unkreativen, zähflüssigen Repetierens machen. Denn das gehört in einer gewissen Weise geradezu zum Gebet, dass sein Inhalt ganz und gar der Tradition verpflichtet sein muss, er darf nichts Neues bringen, was nicht dem Betenden schon bekannt ist. Das christliche Gebet ist ja ein religiöser Akt, in dem der Glaube an den transzendenten Gott im eigentlichen Sinne realisiert wird. Damit der Glaube jedoch im Gebetsakt überhaupt greifbar wird, muss er in seinem Gehalt dem Betenden bekannt sein.

(Dia 50) Was man freilich spätmittelalterlichen Gebetsautoren anlasten kann, ist die Feststellung, dass ihre Texte in der sprachlichen Formulierung meistens unteres Mittelmaass bleiben. Selten genug finden sich in Orationalien deutsche Gebete, die sprachlich durchgestaltet sind und das Prädikat 'hervorragende frühe deutsche Prosa' verdienen. Aber es gibt sie, nur muss man sie im riesigen Wust des Mittelmaasses finden, und das ist bis heute nur teilweise geschehen. Es gibt noch Perlen früher deutscher Prosa zu entdecken.